

15. Una Sancta mit den Juden?¹

Eine Berliner Tagung des Kath. Bildungswerkes mit der Ev. Akademie

Mit Erlaubnis der Schriftleitung der Herder-Korrespondenz bringen wir aus Heft 9 (Juni 1957, S. 405 f.) den daraus entnommenen folgenden Beitrag:

Die Tagung, die vom 5. bis 8. April 1957 über dieses Thema vom Katholischen Bildungswerk Berlin und der dortigen Evangelischen Akademie gemeinsam veranstaltet wurde, war vom Leiter der letzteren, Dr. Erich Müller-Gangloff, mit der treffenden Feststellung eingeführt worden, „daß sich im deutschen Protestantismus, der sich mit einer gewissen Vorliebe aus Antipositionen versteht, die sogenannten ‚katholisierenden‘ und die ‚judaisierenden‘ Tendenzen je gegenseitig ausschließen: wer sich um Israel bemüht, will wenig oder nichts mit der römischen Kirche zu schaffen haben. Und wer die alte Feindschaft mit Rom überwinden helfen möchte, hat meist mit Israel wenig im Sinn“. Dementgegen könne man „das Schisma in der Kirche Jesu Christi wahrscheinlich nicht einmal im Ansatz begreifen, wenn man die Spaltung von Juden- und Christenheit nicht als das Ur-Schisma des Gottesvolkes versteht“ (womit der neutestamentliche, nicht der spätere kirchenrechtlich verengte Begriff des „Schisma“ verwendet wird). „Und es kann umgekehrt kein Bemühen um Ökumene und um einen neuen und weiteren Begriff der Katholizität der Kirche geben, wenn es das Bemühen um Israel nicht einschließt und umfaßt.“

Die Hauptfrage

Es ist zu begrüßen, daß im Unterschied von sämtlichen bisherigen öffentlichen christlich-jüdischen Begegnungen der zweiten Nachkriegszeit endlich einmal wieder die Hauptfrage ausdrücklich erörtert wurde, die zwischen Christen und Juden steht: „Was dünkt euch um den Christus“, um jenen Jesus von Nazareth, welcher der Juden König und Herr zu sein beansprucht hat? So stellte der Leiter des Katholischen Bildungswerkes, Pfarrer Karlfriedrich Förster, gleich an den Anfang der Tagung „Jesus Christus als Frage der Christen an die Juden“ aus den genau dahin zielenden Texten der Liturgie des Samstags vor dem Passionssonntag heraus, in denen der unüberhörbare Ernst dieser Frage genau so deutlich wird aus dem Evangelium (Joh 8, 12 bis 20) wie die unumstößliche Verheißung für das alte Bundesvolk aus der Propheten-Lesung (Is 49, 8—15). Am zweiten Tag erläuterte der israelische Rabbiner Abir die Antwort des Judentums pharisäischer Observanz, indem er jenen Text aus dem Deuteronomium in den Mittelpunkt stellte (13, 1—5), wonach es Israel geboten ward, selbst den Wundertäter, dessen Weissagungen einträfen, wenn er die ungeteilte Liebe zu dem einzigen Gott schmalere, als „falschen Propheten“ hinzurichten; als solch einer, der sich selbst verkündigt, statt nur Gott zu bezeugen, sei Jesus von den zeitgenössischen Autoritäten aufgefaßt worden; es sei an der Christenheit, zu erweisen, ob sie durch ihren Propheten nun doch auf den Weg der vollkommenen Gottes- und Nächstenliebe geführt worden sei, so daß man noch immer wie Micha ben Jimla (1 Kön 22, 28) — und Gamaliel I. (Apg 5, 38 f.), ergänzt der Christ — auf den Fort- und Ausgang des noch kaum zwei Gottestage von tausend Jahren dauernden Vorgangs der Evangeliumsverkündigung warten müsse, um Gottes letztes Wort dazu wirklich vernahmen zu können.

Hier knüpfte am dritten Tage der Studienleiter der Akademie, Prof. Gerhard Koch, Greifswald, an, indem

er über „Jesus Christus als Frage der Juden an die Christen“ sprach und diesen vorwarf, durch ihre Art der Christusverehrung den Juden (nicht nur moralisch) ihren Messias Jesus zu verdecken, indem sie den Auf-erstandenen als „puren Gott“ mißdeuten, sein „Erscheinen“ mit dem Konstatierenlassen eines Faktums verwechseln und aus der geschichtlichen „Ereignung“ in dieser Welt zur gnostizistischen Religionsphilosophie von jener flüchten würden. — Katholischerseits wurde hierauf erwidert, daß man sich des Sinnes der Nägele gerade auch am Leibe des Auf-erstandenen als Zeugnisse seiner ewigen Menschheit und Geschichtlichkeit durchaus bewußt sein könne (Bloy: „Leiden vergeht, niemals vergeht: Gelittenhaben!“), ohne darum an der Faktizität seiner Auferstehung deuteln oder sich die Befunde von Seinsvoraussetzungen göttlichen Handelns und „Ereignens“ verbieten zu lassen. Wo griechischer Gnostizismus und schließlich auch lutherische Weltverzweiflung aus der Geschichte flüchteten, hat gerade die Petruskirche am jüdischen „Engagiertsein“ in dieser Welt durch Gottes Gesetz unerschütterlich festgehalten. — Auch ein Abendgespräch über Abraham ergab gegenüber protestantischer einseitiger Betonung nur seines Gotterwähltseins katholisch-jüdisch gemeinsame Sicht seines eignen „Mitwirkens mit der Gnade“.

„Seine Völker“ (Apg 21, 3)

Neben der Frage nach dem Christus bildete die nach dem Gottes-Volk den zweiten Schwerpunkt der Tagung. Soweit es sich dabei um Israel im engeren Sinn handelt, wurden die beiden Pole herausgearbeitet, die seine Berufung zu Gottes Priestervolk mit sich bringt: „Das Ärgernis der Erwählung“ einerseits, das eine biblische Betrachtung von Dr. Karl Würzburger als verborgene Wurzel jedes Antisemitismus enthüllte. Als auch nach innen gewendetes Ärgernis an der scheinbar äußersten Gottverlassenheit kam es in der erschütternden „Warschauer Ghetto“-Dichtung von Zvi Kolitz zum Ausdruck. „Jossel Radkower spricht zu Gott“, welche von der Übersetzerin aus dem Jiddischen, Frau Anna Maria Jokl, vollständig vorgetragen wurde. (Auszugsweise ist sie unter dem Titel „Aus dem brennenden Ghetto“ in „Stimmen der Zeit“, Dezember 1956, veröffentlicht worden, irrtümlich allerdings als Originaldokument.) Andererseits wurde auch etwas vom Mysterium der „nie verlassenen Stadt“ (Is 62, 12) deutlich, als der Göttinger Alttestamentler Prof. Walter Zimmerli durchaus nüchtern und gerade so dennoch bewegend über den Zionismus und „Das neue Israel“ sprach, worin sich wieder — wie schon einmal vor zweieinhalbtausend Jahren — jüdische Heimkehrer aus dem Exil zu sammeln begonnen haben, ohne daß deshalb — heute wie damals — die Diasporasituation für die Mehrheit des Volkes aufhören würde, so daß die Frage, die es an uns stellt, durch den neuen Staat nicht gelöst, nur brennender geworden ist. Von den sukzessiven Aspekten dieser Frage beleuchtete einige wesentliche der Berliner Neutestamentler Prof. Günther Harder in seinem Vortrage: „Synagoge und Ekklesia — Trennung und Begegnung“. Treffend betonte er, daß die eigentliche Trennung — laut der Apostelgeschichte — noch nicht durch das innersynagogale Auferstehungszeugnis der Urapostel, sondern erst durch die gleichberechtigte Zulassung unbeschnittener Heidendriften zum erneuerten Gottesvolk der Kirche Christi, also durch das sogenannte Apostelkonzil, ausgelöst worden ist. Vom Barnabasbrief an habe dann auch das paulinisch apostolische Ringen der

¹ Wir erbitten besonders hierzu weitere Stellungnahmen und freuen uns, eine uns zugesagte jüdische Äußerung zu diesem Thema für den nächsten Rundbrief ankündigen zu können.

Kirche um die Synagoge dem überheblichen Vorgeben ihrer totalen Verworfenheit von vornherein Platz gemacht — um erst in unsern Tagen wieder aufgenommen zu werden.

Ohne zu bestreiten, daß solche Überheblichkeit sehr häufig an die Stelle der geziemenden heidenchristlichen Demut eines guten Paulusschülers wie Lukas (5, 39; 15, 31 gemäß Röm 11, 17 ff.) oder des brüderlich prophetischen Zorns der Apostel und Evangelisten jüdischer Herkunft getreten ist, zeigte Prof. Karl Thieme, Gernersheim (Universität Mainz), in seinem Vortrag über das Thema „Völker Gottes oder Gottes Volk?“, daß im geschriebenen und überlieferten Gotteswort daneben doch stets eine auch vom Barnabasbrief nicht dementierte, sondern ausdrücklich bestätigte Anerkennung der Unumstößlichkeit von Alt-Israels Erwählung, also letztlich Wiedervereinigung der Synagoge mit der Kirche vor dem Antlitz des zum Gericht erscheinenden Herrn ihrer beider vernommen wurde (wie es des Vortragenden einschlägiger Aufsatz in „Catholica“ XI, 1 näher ausführt). Unter entschiedener Verwerfung der bis vor kurzem noch so beliebten „Branch-Theorie“ (Petrus-, Paulus- und Johanneskirche oder dgl.) wurden hier das ursprüngliche, des verheißenen, wenn auch zunächst durch des Messias Jesu Ablehnung verscherzten Erbes gewisse Gottesvolk der Juden, das zwischenzeitlich allein rechtmäßige und sichtbare Gotteskönigtum durch den römischen vicarius Christi und die endzeitlich auch unter allen jetzt durch ignorantia invincibilis an dessen Anerkennung noch verhinderten Gottesvölkergruppen aus aller Welt (Is 19, 25!) in vier Thesen einander gegenübergestellt, die wohl als brauchbare Diskussionsgrundlage für eine katholische Standortbestimmung der wechselseitigen Positionen annehmbar sein mögen und so als Zeugnis des jetzigen status quaestionis zum Thema „Una Sancta mit den Juden?“ hier stehen sollen:

Vier Thesen zu der Frage: Völker Gottes oder „Gottes Volk“?

1. Das neutestamentliche Gotteswort (Verbum Dei scriptum et traditum) harmoniert mit dem alttestament-

lichen wie überall so auch darin, daß es die göttliche Erwählung Israels, d. h. der Juden, unter den Völkern für unumstößlich erklärt, so daß die erst später zu *einen* Herde unter dem *einen* göttlichen Hirten hinzuberufenen Heiden (Joh 10, 16) mit jenen zusammen ein „Volk aus Völkern“ zu bilden bestimmt sind, ohne in ein uniformiertes Einheitsvolk zu verschmelzen.

2. Damit ist die rein innergeschichtlich unaufhebbare, erst eschatologisch durch den wiederkehrenden Herrn zu überwindende Spannung nicht gezeugnet, die zwischen dem uneinschränkbar Anspruch der Petruskirche auf ausschließliche Legitimität und Wahrheit ihrer traditionsgemäßen Autorität und Lehre auf der einen Seite, jeder widersprechenden Verkündigung auf der anderen besteht, insofern diese Römische Kirche sich selbst als die allein rechtmäßige Form der sichtbaren Repräsentation des Gotteskönigtums auf Erden in der Zeit zwischen Christi Himmelfahrt und Parusie verstehen muß.

3. Unabhängig davon bleibt Gottes Geist frei, (a) auch durch den Protest oder Widerstand zu wirken, den jedes Erliegen der auf ihrer respektiven Legitimität bestehenden und das menschliche Wirken betonenden Gemeinschaften — Juden und Katholiken — gegenüber der ihnen eigentümlichen Versuchung zu falscher Sicherheit und Eigenmächtigkeit herausfordert, und (b) auch unter den Nichtangehörigen jener Gemeinschaften, „zerstreute Kinder“ zu sammeln, die beim Jüngsten Gericht als Angehörige Seines Volkes offenbar werden.

4. „Una-Sancta“-Arbeit in Gehorsam gegen die ganze göttliche Offenbarung setzt voraus, daß wir jeden dieser drei Aspekte in seiner Art ernstnehmen — unabhängig davon, wie weit wir den aus ihnen gezogenen Konsequenzen noch widersprechen müssen, daß wir einander also — ganz ohne Preisgabe unserer eignen Sicht — als die potentiellen Bürger jenes ewigen Jerusalem gelten lassen, von denen gesagt ist: Sie werden Seine Völker sein, und Er selbst wird „Gott mit ihnen“ sein (Apk 21, 3; vgl. Ez 37, 27; Lev 26,12; Is 7, 14; 8, 8. 10; 19, 24 f.).

16. Echo und Aussprache

a) Echo

Aus einem Schreiben des H. H. Kardinals von München, Dr. Josef Wendel, das uns vom 27. 11. 1956 durch den H. H. Sekretär übermittelt wurde, bringen wir mit freundlichem Einverständnis S. Eminenz den folgenden Inhalt:

„...Für die so aufmerksame Übersendung des Heftes Nr. 33/36 Ihres Freiburger Rundbriefes läßt der Hochwürdigste Herr Kardinal herzlich danken. Mit großem Interesse hat Eminenz Einblick genommen. Ein Exemplar wurde an das Seelsorgeamt weitergeleitet, dem Referenten für ökumenische Fragen wird dieses Heft besonders empfohlen werden...“

Aus einem Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek dürfen wir den folgenden Abschnitt entnehmen:

„...Die Umstellung der Deutschen in der jüdischen Frage wird sich nur sehr langsam vollziehen, und man erlebt gerade in dieser Hinsicht immer wieder schmerzliche Überraschungen und Enttäuschungen. Was sich durch Jahrhunderte ins Volk eingefressen hat, wird nur langsam überwunden...“

Mit freundlichem Einverständnis der Betreffenden bringen wir aus der Fülle der uns zugegangenen Schreiben auf den letzten Rundbrief folgende Abschnitte:

Rabbiner Dr. M. Eschelbacher schreibt aus London vom 5. 3. 1957:

„...Haben Sie abermals vielen Dank für die freundliche Übersendung des Freiburger Rundbriefes Nr. 33/36. Er ist wiederum so reich und mannigfaltig, daß ich mich auf wenige Punkte beschränken muß. Er bringt uns in Verbindung mit dem kleinen Kreis, der in unserer auseinandergerungenen Welt „ökumenisch“ denkt, und gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß es in ihr doch Gruppen gibt, wie die Ihre, die den Appell an die Christenheit erläßt, und wie die Marienschwesternschaft in Darmstadt und die Evangelische Gemeinde in Wuppertal.

Nach Inhalt und Umfang scheint mir der wichtigste Beitrag der Vortrag von Otto Küster über die Hoffnung zu sein. Er ist ganz persönlich. Eine fesselnde Erscheinung ist der Mann, der mit innerer Freiheit „von dem Gehäuse des eigenen evangelischen Glaubensstandes Abstand nehmen“ konnte und dabei einen anderen, den jüdischen entdeckte. Wäre der Vortrag anonym erschienen, so würde man doch erkennen, daß er von Küster stammt. „Das Existenzminimum am Hoffnungsgehalt“ erinnert an „das Minimum von Menschlichkeit“, das er in seinem Plädoyer im IG-Farbenprozeß forderte, und sein schlagendes Wort von der „menschenbildenden Angst“ entstammt dem gleichen großen Auftrag, der ihm